

Herr Kratochvil, Walerjan Pidmohylnyjs „Die Stadt“ wird in der Ukraine in den Schulen gelesen. Wie ist er jetzt nach Deutschland gelangt?

Der unmittelbare Anlass war, dass es an der Humboldt-Universität ein Seminar zur ukrainischen und osteuropäischen literarischen Moderne gab, das Susanne Frank als Professorin initiiert hat. „Die Stadt“ gehörte als erster moderner urbanistischer ukrainischer Roman einfach dazu. Interessanterweise schrieb Pidmohylnyj nicht von Charkiw, das damals die Hauptstadt war, sondern von Kyjiw, der alten Metropole der Ukraine. Aber das Buch war nicht ins Deutsche übersetzt, was wir damals schade fanden.

Was heißt „wir“ in dem Fall?

Wir Teilnehmer, ich saß auch in dem Seminar. Ich bekam für das folgende Semester einen Lehrauftrag zur Theorie und Praxis des Übersetzens in der Slavistik. Die praktischen Beispiele habe ich dann aus diesem Roman genommen. Das bot sich auch deshalb an, weil es „Die Stadt“ in russischer und englischer Fassung gab, sodass man mit Vergleichen arbeiten konnte. Weil ein Semester nicht ausreicht, gab es dann noch eine Fortsetzung mit denen, die an dem Stoff und der Übersetzungsarbeit interessiert waren. Es blieben dann noch drei Leute übrig, mit denen ich es auch zu Ende bringen wollte – was nur möglich war, weil es der Guggolz-Verlag in Berlin auch veröffentlichen wollte.

Wie kommt es, dass so ein wichtiges Buch erst regelrecht entdeckt werden musste? Mit dem Krieg kann das ja noch nichts zu tun gehabt haben.

Ukrainische Literatur und Sprache fand bisher in der Slavistik so gut wie gar nicht statt. Das hat sich etwas mit dem Maidan und dem nachfolgenden Krieg geändert. Aber gezeigt hat sich das eher darin, dass Gastwissenschaftler eingeladen worden sind oder es Lehraufträge gab. Das ist eigentlich ein Unding: Es ist die zweitgrößte slawische Sprache, es ist das größte europäische Land. Aber man hat es nicht gesehen, weil man immer nur nach Russland guckte.

Kann der Roman heute helfen, etwas von den Argumenten zu entkräften, die für diesen Krieg aufgeföhren werden? Putin zweifelt das Existenzrecht der Ukraine ja historisch an.

Das fängt damit an, dass der Autor Walerjan Pidmohylnyj aus dem Donbass stammt. Der Donbass ist eine alte ukrainische Kulturlandschaft, die erst zu Sowjetzeiten massiv russifiziert worden ist. Übrigens stammt auch der jetzt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnete ukrainische Autor Serhij Zhadan aus dem Donbass.

Können Sie etwas zur „Ukrainisierung“ sagen, die in dem Roman wie ein Schlagwort auftaucht?

Kyjiw war seit Peter dem Großen eine imperiale russische Stadt, auch noch nach dem Ersten Weltkrieg. Dann aber gab es in den zwanziger Jahren eine Nationalitätenpolitik, die den Zusammenhalt der Sowjetunion stärken sollte, weil das Reich drohte auseinanderzufallen. Man wollte den

„Die Zurückhaltung der großen Verlage gegenüber ukrainischer Literatur erstaunt mich schon“

Der Übersetzer Alexander Kratochvil über Walerjan Pidmohylnyj und seinen Roman „Die Stadt“



Walerjan Pidmohylnyj war 36 Jahre alt, als er erschossen wurde.

GUGGOLZ-VERLAG

Nationen in der Union der Sowjetrepubliken kulturelle und sprachliche Rechte zuzubilligen, um sie zu halten. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden in Mittel- und Osteuropa zahlreiche Staaten aus den Territorien ehemaliger Imperien. So gab es auch einen ukrainischen Staat zwischen 1917 und 1921. Die Ukrainisierung in der Sowjetunion bedeutete, dass es in der Presse, im Schulwesen, im gesamten öffentlichen Leben regelrechte Quoten gab, nach denen Ukrainisch zu fördern war. Und so sind junge Leute vom Land, die ukrainischsprachig waren, in die Städte geströmt. So einer ist der Stepan, der Held des Romans – und das hat auch mit Pidmohylnyjs eigener Biografie zu tun.

Walerjan Pidmohylnyj kam vom Land, schreibt als Vertreter der neuen Zeit einen ukrainischen Roman – wie kommt es, dass er 1937 im Gulag erschossen wurde?

Ende der zwanziger Jahre gab es einen Umschwung in der Politik: Im Zusammenhang mit der Kollektivierung der Landwirtschaft und der Industrialisierung wurde die Nationalitätenpolitik wieder sehr zurückgefahren und die Medien wurden gleichgeschaltet. Das Ukrainische war damit nicht verboten, aber einer, der das so prominent vertreten hat, passte dann nicht mehr in die Zeit.

Was wurde ihm vorgeworfen?

Ihm wurde die Gründung und Leitung einer nationalistischen, terroristischen Literaturvereinigung vorgeworfen. In der Gleichschaltung des kulturellen Lebens gab es dann nur noch einen sowjetischen Schriftstellerverband. Andersdenkende wurden verfolgt, Verhaftungen und auch Erschießungen betrafen nicht nur Pidmohylnyj, sondern fast die gesamte ukrainische Intelligenz in der Zeit.

Der Roman spielt im Kiew des Jahres 1925. Hat die Stadt, die die Titelheldin ist, seither ihren Charakter behalten?

Nur zum Teil. Den Chreschtschatyk, diese Hauptstraße, wo der Held auch ein paar Mal in ein Café geht, gibt es zwar noch, aber er sieht ganz anders aus. Das Stadtzentrum wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und dann wie viele andere mit diesen Stalinbauten hergerichtet. Was man erkennen kann, ist die hügelige Struktur der Stadt mit viel Grün, auch manche Denkmale und das Goldene Tor. Und Podil am Dnipro-Ufer, was in den zwanziger Jahren ziemlich heruntergekommen war, wurde inzwischen zu einem angesagten Ausgehviertel.

Weshalb schreiben Sie Dnipro und nicht Dnjep, Kyjiw und nicht Kiew?

Die Ortsnamen und topografischen Bezeichnungen sind – überspitzt formuliert – ein Spiegelbild der Übernahme russischer oder sowjetischer Sicht durch Deutschland im 20. Jahrhundert. Dessen sollte man sich bewusst werden. Denn anders als bei Prag – Praha, Moskau – Moskwa, wo es sich sozusagen um deutsche Übersetzungen des entsprechenden Toponyms handelt, ist eben Kiew oder Dnjep die russische Bezeichnung (und Übersetzung ins Deutsche) für einen ukrainischen Ort. Dann kann man doch lieber – wenn man jetzt so viel

ZUR PERSON



Alexander Kratochvil, 1965 in München geboren, hat Slavistik, Osteuropageschichte und Germanistik in München, Freiburg, Brno und Lwiv studiert. Er schrieb seine Dissertation über ukrainische Literatur der 1920er Jahre und ist Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist der Übersetzer der Werke von Oksana Sabuschko und Jurij Wynnytschuk.

Der Roman „Die Stadt“ von Walerjan Pidmohylnyj (1901-1937) erschien erstmals 1928 und gilt als Schlüsseltext für das Verständnis der ukrainischen Geschichte und Mentalität. Der Autor fiel dem stalinistischen Terror zum Opfer, das Buch, dessen Titelheldin die heutige Hauptstadt der Ukraine ist, Kiew, auf Ukrainisch Kyjiw, ist heute Schullektüre.

Die deutsche Übersetzung wurde von einem Quartett erstellt: Neben Kratochvil waren Lukas Joura, Jakob Wunderwald und Lina Zalitok beteiligt. „Die Stadt“ ist im Guggolz-Verlag Berlin erschienen, 416 S., 26 Euro. FOTO: PRIVAT

über Benennungsgerechtigkeit diskutiert – lieber den ukrainischen Namen verwenden, nämlich Kyjiw und Dnipro.

Was wissen Sie über das Schicksal des Buches „Die Stadt“?

Es stand in den Bibliotheken der Sowjetunion im Giftschrank. Auch noch, als Pidmohylnyj in der Tauwetterperiode rehabilitiert wurde. Erst 1991 konnte es wieder erscheinen.

Gibt es noch mehr von dem Autor zu entdecken? Er hatte ja nicht viel Zeit zum Schreiben.

Er war 36, als er erschossen wurde. Und er hat nicht nur selbst geschrieben und war Redakteur einer Zeitschrift, sondern hat auch französische Autoren ins Ukrainische übersetzt. Es gibt noch einen weiteren Großstadt-Roman von ihm, mit einer weiblichen Hauptfigur. Außerdem hat er mehrere erzählende und essayistische Texte über den Krieg und über die Anarchisten geschrieben.

Werden Sie jetzt überschattet mit Anfragen, aus dem Ukrainischen zu übersetzen?

Da gibt es einiges. Aber es sind meistens kürzere Texte für Zeitungen. Ein Buch von einem jüngeren Autor, Artem Tschech, habe ich jetzt übersetzt, das erscheint im Herbst, „Nullpunkt“. Es ist ein fiktives Tagebuch über seine Zeit als Wehrpflichtiger bei Luhansk. Nun musste er wieder an die Front. Mich erstaunt schon, dass in den großen Verlagen viel Zurückhaltung gegenüber ukrainischer Literatur herrscht. Spätestens jetzt wäre der richtige Zeitpunkt, das zu ändern. So viele Frauen mit Kindern fliehen vor dem Krieg hierher, die werden zum Teil auch bleiben: Es wäre gut, sie über die Literatur besser zu verstehen und nicht weiter den Stereotypen zu vertrauen, die durch die russische Brille verbreitet wurden.

INTERVIEW: CORNELIA GEISLER

Die Kritik an der Generaldirektorin der Documenta, Sabine Schormann, ist in den vergangenen Tagen schärfer geworden. Ihr wurden Versäumnisse im Umgang mit der Aufklärung des Antisemitismus-Skandals vorgeworfen. Am Dienstagabend hat sie nun eine Stellungnahme veröffentlicht, in der sie ihr Vorgehen seit den ersten Antisemitismus-Vorwürfen gegen die Documenta verteidigt und Anschuldigungen gegen sich zurückweist. Ihr Statement wurde am Mittwoch durchaus kritisch aufgenommen. Meron Mendel, der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank, der sich am Freitag von seinem Engagement als Documenta-Berater zurückgezogen hatte, spricht von einer „Verdrehung der Tatsachen“.

In ihrem Statement wehrt sich Schormann gegen den Vorwurf der Untätigkeit. Sie betont, dass sie nach Bekanntwerden der antisemitischen Bildmotive in einem Banner des indonesischen Kollektivs Taring Padi „umgehend gehandelt“ habe. Unter anderem sollte, koordiniert durch das Documenta-Archiv, geprüft werden, ob „weitere antisemitische Inhalte vorhanden“ seien. Dazu sei ein Berater-Netzwerk, darunter „renommierte Fachwissenschaftlerinnen“ ins Leben gerufen worden, die den Beteiligten mit ihrer Expertise zur Seite stünden. Außerdem seien die „in den Fokus geratenen Werke“, auch „People's Justice“, strafrechtlich geprüft worden. Eine Strafbarkeit gebe es nicht.

Schon seit Januar, als erstmals Antisemitismus-Vorwürfe gegen die Documenta kursierten, habe es Gespräche mit dem Kuratorenkollektiv Ruangrupa gegeben. Schon damals hätten Ruangrupa sowie Künstlerinnen und Künstler Zensur befürchtet und deshalb ein externes Expertengremium abgelehnt, hieß es in Schormanns Stellungnahme. Eine neuerlich erhobene Forderung von „Teilen der Medien und Politik“ nach einem externen Expertengremium habe dann zu Unstimmigkeiten und letztlich auch zu dem Rück-

Schormann wehrt sich gegen Vorwürfe

Statement von Documenta-Generaldirektorin ruft erneut Unverständnis hervor

Von Lisa Berins

zug von Meron Mendel geführt, so Schormann.

Meron Mendel hatte im Juni seine Hilfe bei der Prüfung und Beurteilung der Werke auf der Documenta angeboten. Am vergangenen Freitag machte er aber seinen Rückzug bekannt. Seine Begründung: Es habe zwei Wochen lang keinen Kontakt zu Schormann gegeben, ihm seien keine Werke vorgelegt worden, er habe den Eindruck, es werde auf Zeit gespielt und es gebe kein Interesse an einer wirklichen Aufarbeitung. Auch habe sich die Documentaleitung geweigert, Ruangrupa zur Podiumsdiskussion „Antisemitismus in der Kunst“ Ende Juni einzuladen, was aus Mendels Sicht aber notwendig gewesen wäre.



Sabine Schormann, hier in Kassel am Tag der Eröffnungs-PK im Juni. EPD

Die Generaldirektorin verweist in ihrem Statement indes auf einen ständigen Kontakt zwischen Mendel und dem Documenta-Archiv, das im Sinne der Geschäftsführung agiert habe. „Die Einladung von Ruangrupa zu der Podiumsdiskussion haben weder ich noch andere Mitglieder der Documenta verhindern wollen – ganz im Gegenteil: Wir haben diese Einladung aus freien Stücken selbst ausgesprochen, und Ruangrupa ist dieser auch unmittelbar nach-

gekommen.“ In dem Zeitungsinterview habe er lediglich das Vorgehen erwähnt, das die Documentaleitung selbst – unter anderem in einer öffentlichen Pressemitteilung nachzulesen – vorgegeben habe, entgegnet Mendel. „Es ist sehr bedauerlich, dass Frau Schormann die Tatsachen verdreht. Ich erwarte, dass sie dies öffentlich richtigstellt.“

Der Animator

Ulrich Wegenast tritt als Leiter des Stuttgarter Trickfilmfestivals ab. Von Daniel Kothenschulte

Bevor es „lebende Fotografien“ gab, wie man die ersten Filmschwärmend nannte, gab es Animation. Hier begann die wahre Zauberei, und sie fasziniert bis heute. Dass dem Trickfilm jedes Jahr in Stuttgart ein Festival gefeiert wird, nach Anecy das zweitwichtigste der Welt, ist maßgeblich Ulrich Wegenast zu danken. Dass er wie jetzt bekannt wurde, nach 17 Jahren aufhört, ist ein schwerer Schlag für die deutsche Filmkultur. Für die Stuttgarter folgt die Hiobsbotschaft auf eine nur knapp abgewendete Katastrophe, dem drohenden Umbau des Festivalskinos Metropol, eines Traditionshauses aus Stummfilmtagen, in eine Kletterhalle. Eine adäquate Nachfolge für Wegenast wird schwer zu finden sein.

Der 1966 geborene Historiker und Kunsthistoriker – und passionierte Schlagzeuger – hatte an der Berliner Musikhochschule

Als Wirtschaftsfaktor ist Animation heute allgegenwärtig – vom Gaming bis hin zu Benutzeroberflächen oder bildgebenden Verfahren in der Wissenschaft. Kulturell jedoch tut sich Deutschland mit der Kunstform, deren Pionierinnen und Pioniere wie Lotte Reiniger, Walter Ruttmann oder Oskar Fischinger es hervorbrachte, noch immer schwer. Ulrich Wegenast konnte wie kaum ein zweiter die verschiedenen Kontexte – Medienwissenschaftler sprechen von Dispositiven – unter einen Hut bringen.

Es gehört zu den tragischen Ironien des Festivalbooms, dass die eigentliche Leitungsqualität, die Begabung zur Filmvermittlung, immer weniger gefragt scheint. Gesucht werden Manager, wie die kulturellen Inhalte generell in den Hintergrund gegenüber Wirtschaftlichkeit und Medienwirksamkeit treten. Leichtgängig managee Wegenast all diese Bereiche – und förderte dabei das Ansehen des Animationsfilms in Deutschland wie kaum jemand sonst. Wie die Film- und Medienfestival gGmbH am Mittwoch bekannt gab, verlässt Wegenast die Gesellschaft für neue berufliche Herausforderungen.

Spitzenplatz für Deutschland

2003 hatte Wegenast die Leitung des Internationalen Trickfilmfestivals von dessen visionärem Gründer Albrecht Ade übernommen. Kultur- und Wirtschaftspolitik spielten sich in einem historischen seltenen Augenblick in die Hände. Tatsächlich belegen heute im schwachen Auslandsmarkt für deutsches Kino Animationsfilme regelmäßig Spitzenplätze.